

Sie zuckte mit den Schultern. «Mach dir keine Gedanken. Wahrscheinlich stehen alle großen Pavillons auf seinem Programm. Er wird kurz reinstolzieren, um den Künstler zu beleidigen, und schon ist er wieder weg. Wahrscheinlich spricht er nicht mal mit dir.»

«Aber ich bin der Honorarkonsul.»

«Der unverschämteste Mann Italiens folgt einem engen Terminplan, Nathan. Wenn er die Chance hat, entweder zu dir oder zum Botschafter unverschämt zu sein, was meinst du wohl, wen er dann wählt?»

Ich machte ein betrübtes Gesicht. «Ich wünschte, du würdest mitkommen. Jetzt habe ich ein bisschen Angst.»

«Keine Zeit, *tesoro*. Warum hast du Dario nicht gefragt?»

«Hab ich.» Sie wollte etwas sagen, aber ich kam ihr zuvor. «Ich habe ihn gefragt, *nachdem* du mir gesagt hattest, dass du beschäftigt bist, okay? Aber wenn er schon frühmorgens nach Venedig reinkommt, dann würde er gern Valentina und Emily mitbringen. Einen Tagesausflug daraus machen.»

«Und du konntest ihnen keine Eintrittskarten besorgen?»

«Emily ist das Problem. Kindern ist der Zutritt streng verboten. Ohne Wenn und Aber.»

«Warum das?», fragte Eduardo.

«Keine Ahnung. Wahrscheinlich gibt's irgendwas furchtbar Unanständiges zu sehen. Hoffe ich zumindest.»

Federica strafte mich mit einem strengen Blick. Ich griff nach meinem Negroni und leerte ihn. Dann sah ich auf die Uhr. «Die Paprika müsste jetzt so weit sein. Lass uns essen gehen. Morgen sehen wir uns wahrscheinlich nicht, Ed.»

Er machte ein trauriges Gesicht. «Du hast mich aber schon noch lieb, Nathan?»

«Das weißt du doch, Ed.»

«Amüsier dich gut!», antwortete er grinsend.

«Ganz bestimmt. Das Beste an der Biennale ist schließlich immer die Vernissage.»

Es wäre schön gewesen, mit dem Wassertaxi vorzufahren. Etwas, das ich in all den Jahren in Venedig noch nie gemacht hatte. Ein gewisses Flair des Extravaganten, Mondänen umgab diese Boote, aber der Spaß kostete leider auch ein Vermögen. Und es konnte leicht passieren, dass man auch noch seinen letzten Cent für das Trinkgeld ausgab. Also würde es, wie immer, auf ein *vaporetto* hinauslaufen. Ich ging zur Haltestelle bei Rialto und stellte fest, dass ich mich mit dem Timing verschätzt hatte.

Die Warteschlange erstreckte sich aus dem *pontile* bis auf die *fondamenta* hinaus. Es war zwar erst Anfang Mai, aber tagsüber wurde es schon ziemlich heiß, und ich hatte keine Lust, während der ganzen Fahrt zu stehen; ohne jedes Lüftchen. Also was tun? Ich könnte einen Kaffee trinken und aufs nächste Boot warten, in der Hoffnung, dann vielleicht der Erste in der Schlange zu sein. Ich sah auf die Uhr. Keine Zeit mehr.

Der für die Aussteigenden vorgesehene Teil des *pontile* war verführerisch leer. Aber auch mit einem «Kein Zugang»-Schild versehen. In diesem Bereich zu warten und einzusteigen, war strikt und unter allen Umständen verboten. Es sei denn, natürlich, man tat es trotzdem. Jeder machte das hin und wieder. *In Through the Out Door*, wie Led Zeppelin es formuliert hätten. Ich marschierte auf den Anleger, als wäre es die normalste Sache der Welt, und ließ mich auf einer Stahlkiste nieder, die von den *marinai* zum Lagern von Material benutzt wurde. Um mich vor etwaigen vorwurfsvollen Blicken zu schützen, nahm ich meine Zeitung heraus und gab vor zu lesen. Es würde schon gut gehen.

Ging es nicht. Kaum hatte ich mich hingesetzt, ging eine ältere Dame auf mich los. «*Signore! Signore!*»

Ich tat so, als hätte ich sie nicht gehört, und versteckte den Kopf hinter den Fußballergebnissen. «*Signore!* Das Ende der Schlange ist draußen. Sie

dürfen hier nicht warten.»

«Tut mir leid», antwortete ich. «Ich bin auf dem Weg zur Arbeit. Es ist wichtig.»

«Ich bin auf dem Weg zum Einkaufen. Das ist auch wichtig. Und ich muss mich setzen.»

Ein anderer meldete sich zu Wort. «Ich bin auch auf dem Weg zur Arbeit. Stellen Sie sich gefälligst hinten an!»

«Hören Sie, hier ist doch Platz für uns alle», startete ich einen letzten verzweifelten Versuch. Ich klopfte neben mich auf die Kiste. «Bitte, setzen Sie sich, *signora*.» Offensichtlich hatte ich den falschen Tag erwischt.

Sämtliche vorn Stehenden fingen jetzt an, mich zu beschimpfen.

Normalerweise sind Italiener ziemlich gut darin, sich anzuschreien und so zu tun, als würden sie miteinander streiten, bis sich die Situation nach fünf Minuten plötzlich entspannt und das Problem irgendwie in Luft auflöst.

Mir schwante allerdings, dass dies keine dieser Gelegenheiten war. Als ein bedrohlich bulliger, bärtiger Fischhändler ebenfalls anfang zu protestieren, beschloss ich, den Rückzug anzutreten. Ich faltete meine Zeitung wieder zusammen und marschierte, von spöttischem Beifall begleitet, zurück auf die *fondamenta*.

Schließlich durfte ich als Letzter aufs *vaporetto*, während der *marinaio* außer mir ein paar Nachzügler hineinschob, ähnlich wie die Pendler in Tokio, die noch kurz vor Abfahrt in die U-Bahn gepresst werden. Ich teilte den spärlichen Platz mit dem Rucksack des Touristen neben mir, der die Bitte des *marinaio* ignorierte, ihn abzunehmen und auf den Boden zu stellen; was er vielleicht getan hätte, wäre da nur ein einziger Zentimeter Platz gewesen. Die meisten Passagiere würden hoffentlich bei Zan Zaccharia aussteigen, um zum Markusplatz zu gehen. Bis dahin waren es nur zwanzig Minuten. Ziemlich lange zwanzig Minuten allerdings.

In Venedig zu leben, konnte zuweilen ganz schön anstrengend sein. Manchmal, dachte ich, muss man es schon wirklich wollen.

Das Gedränge ließ tatsächlich ein wenig nach, aber mir war immer noch unangenehm heiß, als wir die Haltestelle am Arsenale erreichten, die letzte vor den Giardini. Ich beschloss auszusteigen. Der Fußmarsch war nicht

lang und würde mir vielleicht helfen, ein wenig abzukühlen. Hier an der *riva* hatten zahlreiche der Berühmten und weniger Berühmten ihre Jachten vor Anker liegen, was ihnen erlaubte, den grandiosen Blick übers *bacino* von San Marco zu genießen, während es den Anwohnern besagten Blick gleichzeitig blockierte.

Nach einem zehnminütigen Spaziergang erreichte ich den Eingang zu den Giardini, dem berühmten Parkgelände, einem der schöneren Vermächtnisse Napoleons an Venedig. Ich lief an den Statuen von Wagner und Verdi vorbei, denen beiden vor ein paar Jahren in einem Akt von Vandalismus die Nasen abgeschlagen worden waren. Nichts deutete darauf hin, dass man sie jemals wieder restaurieren würde. Wahrscheinlich würden die zwei Opern-Titanen des neunzehnten Jahrhunderts für immer und ewig nasenlos auf die Vorbeigehenden herabblicken.

Venedig besitzt nur wenige öffentliche Grünflächen, deshalb fand ich es schon immer schade, dass der Zugang zu einem beträchtlichen Teil des größten Parks der Stadt so lange eingeschränkt wird. Und in den ersten drei Tagen der Biennale, in denen sich während der Preview die Presse unter Künstler, Kuratoren, Sammler und Oligarchen mischte, hat die Öffentlichkeit überhaupt keinen Zutritt. Trotzdem bildete sich jetzt vor dem Eingang eine Menschentraube. Selbst unter den wenigen Auserwählten gab es noch eine Hackordnung.

Ich hatte ein bisschen Zeit gutgemacht, also legte ich einen Zwischenstopp am Paradiso ein, um einen *caffè macchiato* zu trinken. Ich nahm ihn mit nach draußen. Von dort aus konnte ich das gesamte Hafenbecken von San Marco, die Giudecca, die Salute-Kirche und die Einmündung in den Canal Grande überblicken. Wann war ich das letzte Mal hier gewesen? Zur vorigen Biennale? Ich hatte ganz vergessen, wie majestätisch dieser Anblick war. Es stimmte, um in Venedig zu leben, musste man es wirklich wollen. Und das hier war einer der Gründe dafür.

Ich ging an der immer länger werdenden Menschenschlange vorbei und zeigte der Dame am Einlass meinen Ausweis. Sie warf einen kurzen Blick darauf und tippte die Nummer in ihr Mobilgerät. Dann schien sie verwirrt,

sah mich noch einmal an und gab die Nummer erneut ein. Das Gerät fing an zu piepsen, während ein nicht gerade vielversprechendes rotes Lämpchen aufblinkte. Sie holte tief Luft. «Das Ding spinnt schon den ganzen Vormittag», sagte sie schließlich und winkte mich durch.

Meine Schritte knirschten im Kies. Der Himmel war klar, die Sonne strahlte und, abgesehen von dem erstickenden Gedränge auf dem *vaporetto*, herrschte genau die richtige Temperatur. So ziemlich die perfekte Zeit des Jahres, um in Venedig zu sein. Und auf jeden Fall die perfekte Zeit, um auf der Biennale zu sein; bevor man sich wirklich etwas angesehen hatte, wenn alles noch unbekannt war, verheißungsvoll, genial womöglich. Ich schmunzelte. Nach der monatelangen Übersetzungsarbeit betrachtete ich das Spektakel mit mehr als nur ein bisschen Zynismus, doch trotz der Oligarchen, der Luxusjachten und der unverständlichen Katalogbeschreibungen besaß das Ganze immer noch eine gewisse Magie. Einige der Pavillons schienen Stereotype der jeweiligen Länder widerzuspiegeln – die klaren, minimalistischen Formen der Schweden und Dänen, der eigenwillige Modernismus von Alvar Aaltos finnischem Gebäude. Manche waren besonders außergewöhnlich. Der ungarische Pavillon wirkte auf gewisse Weise wie das ungarischste Gebäude, das je entworfen wurde. Die bedauernswerten Uruguayer hatte man in eine kleine Lagerhalle im hinteren Teil des Parks verbannt. Ich blieb kurz stehen, um Enrico zuzuwinken, der im Gespräch mit ein paar Journalisten vor dem venezolanischen Pavillon stand, einem Fünfzigerjahre-Werk von Carlo Scarpa.

«Nathan, Nathan, warte!» Die Stimme kannte ich. Als ich mich umdrehte, sah ich meinen Freund Gheorghe in kompletter Abendgarderobe den Kiesweg hinter mir herauftraben, ein bisschen overdressed vielleicht. Er lächelte. «Was machst du denn hier?»

«Meet and greet, Gheorghe. Eröffnungstag bei den Briten. Und, na ja, bei allen anderen wohl auch. Und du? Willst du den Rumänen zujubeln?»

«Später vielleicht, Nathan. Erster Arbeitstag.»

«Arbeit? Ich dachte, du trägst immer noch Hunde über Brücken?»